

Der Kanton Reinach

Autor(en): **Jungmann, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **6 (1944)**

Heft 10

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-861030>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lem taten dies die «Bilder zur Schweizergeschichte», die seit ihrem ersten Erscheinen in unzähligen Büchern gedruckt und von grossen und kleinen Schweizern bestaunt und verehrt wurden. Damit lebt sein Werk weiter. Wenn es auch nicht als vollendete Kunst anerkannt wird, so muss man es doch als Volkskunst werten. Wenn er vom einfachen Volke her Dank erntet, so bedeutet das dem schlichten Muttenger Bürger wahrhaftig genug.

Der Kanton Reinach.

Von Carl Jungmann.

Ja, das gab es einmal, wenn auch nicht in der Bedeutung eines selbstherrlichen schweizerischen Kantons, sondern eines französischen Verwaltungskreises. Aber immerhin, Reinach muss vor 150 Jahren ein Dorf von etwelcher Bedeutung gewesen sein, wie übrigens scheinbar auch früher schon.

Anlässlich des Umbruchs der politischen Verhältnisse im Jahre 1792 wurden beim Aufbau der Raurachischen Republik die beiden bischöflichen Vogteien Birseck und Pfeffingen in einen Kanton zusammengefasst mit Reinach als Hauptort. Es zählte damals 520 Einwohner, Allschwil 793, Aesch 743, Therwil 740, Oberwil 615, Arlesheim 582, Ettingen 435, Grellingen 280, Pfeffingen 245, Duggingen 205 und Schönenbuch 151.

Wie erklärt sich, dass das von der Kriegsfurie in früheren Jahrhunderten so oft und schrecklich heimgesuchte und infolgedessen verarmte Dorf an die Spitze der elf Gemeinden gesetzt wurde? Die Antwort ist mit der Tatsache gegeben, dass es im Laufe der vorangehenden siebenzig Jahre durch die Initiative eines tüchtigen bischöflichen Beamten wirtschaftliches Zentrum des Oberamtes Birseck, zum Teil sogar aller drei deutschen Vogteien Birseck, Pfeffingen und Zwingen geworden war. Mit einigen Strichen soll dieser Werdegang gezeichnet werden.

Das Bistum Basel gehörte als staatliches Gebilde zum deutschen Reich, war aber von ihm getrennt, zwischen Frankreich und die Eidgenossenschaft eingezwängt. Der vorgeschobene nordwestliche Zipfel, vor allem die sieben Birseckdörfer wurden immer wieder in den Strudel der Reichskriege hineingezogen, wobei das inmitten der Birsebene liegende Reinach besonders schwer zu leiden hatte. Im Schwabenkrieg musste seine Bevölkerung nach dem Tschäpperle evakuiert werden, im Dreissigjährigen Krieg nach Dornach. Nach diesem letzten Gewitter sollen nur noch drei Häuser bewohnbar gewesen sein, und die Kirche glich eher dem Stall zu Bethlehem als einem Gotteshaus, wie es in einem Visitationsbericht heisst. Es dauerte denn auch Jahrzehnte, bis sich das Dorf einigermassen erholt hatte. Aeltere Leute behaupten, vor 60, 70 Jahren wären noch Spuren dieser Verwüstung vorhanden gewesen.

Gewitzigt durch die Erfahrungen des Dreissigjährigen Krieges schloss sich der Fürstbischof fester an die Eidgenossenschaft an. Er verbündete sich mit den katholischen Orten, sodass das Bistum in den Verteidigungsring der Eidgenossenschaft einbezogen wurde. Es erfreute sich denn auch in der Folge eines dauernden Friedens und blieb von den zahlreichen Kriegsgewittern des 18. Jahrhunderts verschont.

Nach der Trennung von Stadt und Bistum Basel im Jahre 1528 hatte das der Stadt zunächst liegende Amt Birseck ein weltverlorenes Dasein geführt. Die Landstrasse, die sogenannte Baselstrasse über Arlesheim und Dornachbrugg berührte es sozusagen nur. Die sieben Gemeinden waren unter sich nur durch schlechte Feldwege verbunden. 1635 konnte allen Ernstes der Vorschlag gemacht werden, den Feldweg Reinach-Basel eingehen zu lassen, d. h. ihn umzuackern, um mit seinem Ertrag die Kompetenzen des Pfarrherrn zu erhöhen, so dass er ein oder zwei Stück Vieh halten könnte.

Als sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts das Bistum von den Folgen des Dreissigjährigen Krieges erholt hatte und die ökonomischen Verhältnisse sich sichtlich besserten, begann die bischöfliche Verwaltung die drei deutschen Vogteien besser als bisher in das Verwaltungssystem einzugliedern. Dabei wählte sie als wirtschaftliches Zentrum der Vogtei Birseck Reinach, da es zentraler lag als das politische Zentrum Arlesheim, von dem aus man nur über fremdes Gebiet, das eidgenössische Dornachbrugg, in die andern Dörfer gelangen konnte. 1724 liess sie in Reinach ein Salzmagazin erstellen, in das französisches, später auch bayrisches Salz eingelagert wurde und von dem aus alle Dörfer der drei Vogteien mit diesem unentbehrlichen Lebensmittel versorgt wurden. Auf dem Dachboden des Magazins liess sie die bischöflichen Zehnt- und Bodenzinsfrüchte einlagern, woraus sich nach und nach eine Schaffnei, die Birseck-Einnemerei, entwickelte. Dieser Geschäftsbetrieb zwang zur Anlage von Strassen. 1729 begann man mit dem Bau einer Landstrasse mitten durch das Amt von Allschwil über Therwil nach Reinach mit Anschluss an die Baselstrasse bei Aesch und mit den Nebenstrassen Reinach-Dornachbrugg und Reinach-Basel. So wurde Reinach ein Verkehrsknotenpunkt. Diese seine verkehrsgeographische Bedeutung wurde unterstrichen durch die Errichtung eines Hauptzollbureaus und eines Postbureaus bei Einführung der Pferdepost.

Das Dorf blühte wieder auf; neues Leben blühte aus den Ruinen, äusserlich erkennbar in den über die Notdurft hinausweisenden Zeichen des Strebens nach künstlerischer Gestaltung des Lebensraumes. So entstanden «das schönste Haus» mit dem wahrscheinlich von Niklaus Kury stammenden Relief, die Rokoko-Zierarten am und im Goldenen Schlüssel und das grosse Wegkreuz am Dorfausgang, vermutlich auch von Bildhauer Kury geschaffen. Wie nun 1792 die Raurachische Republik zu organisieren war, bildete Reinach als staatswirtschaftliches Zentrum einen festen Punkt. Es besass zudem im Salzschafter Major Götz einen Mann, dessen Namen ausserhalb des Dorfes einen guten Klang hatte. Er war der älteste Sohn des Franz Anton Götz, eines eingebürgerten Elsässers, der ein halbes Jahrhundert lang in Reinach alle Zügel der Verwaltung fest in Händen gehalten hatte. Major Franz Felician Götz war ein ausserordentlich anpassungsfähiger Mann. Hatte er sich 1790 noch «in niedrigster Untertänigkeit» vor dem geistlichen Oberherrn verneigt, so versicherte er die französische Oberbehörde im zweiten Jahre der einen und unteilbaren Republik (1794), als «treuer Mitbürger» und officier municipal bereit zu sein, sich «mit wärmstem patriotischen Eifer gebrauchen zu lassen»: im bürgerlichen Kleid ein echter Untertanengeist.

Dem Kanton Reinach war eine Lebensdauer von acht Jahren beschieden. 1800 verschwand er von der politischen Karte, sein Gebiet wurde mit dem

ehemaligen Oberamt Zwingen zum Kanton Laufen vereinigt. Warum Reinach der Kommandostab entzogen und das Dorf wieder in Reih und Glied zurückversetzt wurde, auf diese Frage vermag ich noch keine historisch einwandfreie Antwort zu geben. Verschiedene Ursachen können zusammengewirkt haben. Möglich, dass nur administrative Zweckmässigkeit entscheidend gewesen war, möglich auch, dass die Einwohner nicht dem Schicksalsruf entsprechend zu handeln verstanden, sondern ob kleinlichen persönlichen Interessen das Wohl der Gemeinde als Ganzes vergassen. Die Freiheit wird gefährlich für jedes Gemeinwesen, dessen Glieder den Blick für das Ganze aus den Augen verlieren und alles mit dem Masstab unmittelbar persönlichen Nutzens messen.

Die Wasserversorgung Hochwald.

Von Walter Brosi.

Es sind noch keine 15 Jahre her, da trug jede Familie im stillen Dörfchen «Hobel» im Schwarzbubenland das Wasser vom Dorfbrunnen nach Hause, wie man es seit altersher gewohnt war. Der Wasserhahn im Hause war zwar nicht unbekannt, aber zu einer modernen Wasserversorgung hatte es bis dahin nicht gereicht. Das Wasserholen am Dorfbrunnen war eine Selbstverständlichkeit, und keiner nahm Anstoss daran. Was die Alten schon Jahrzehnte, ja Jahrhunderte taten, konnte auch die jüngere Generation ohne Murren tun. Ich selber musste in meiner Jugendzeit manchen Kübel Wasser nach Hause tragen.

Vor 1880 hatte unser Dorf nur 3 Brunnen auf 600 Einwohner. Jeder Brunnen wurde direkt aus einer Quelle in der Nähe gespiesen. Einige Häuser hatten auch Sodbrunnen zur Verfügung, in welche einiges Grundwasser floss, aber in der Regel wurden sie durch Regenwasser gefüllt. Die grossen Gehöfte Herrenmatt und Ziegelscheuer bezogen ihr nötiges Wasser lediglich aus Sodbrunnen.

Mit dieser primitiven Anlage kam man mit der Zeit nicht mehr aus, und es wurde deshalb Umschau nach neuen Quellen gehalten. Da Hochwald aber auf einem wasserdurchlässigen Kalkplateau liegt, war es schwer, in der Nähe Wasser zu finden.

In den 1880er Jahren wurde durch die Firma Rapp in Basel an dem Hang, der gegen das Tiefenthal abfällt, auf einer Höhe von ca. 640 m ü. M. eine Quelle von 20 Minutenliter Ergiebigkeit gefasst und in einem Stollen in die Brunnstube nördlich des Dorfes geleitet. Diese neue Fassung gestattete es, jedem der drei bestehenden Dorfbrunnen eine zweite Röhre anzufügen und im Oberdorf, das bisher keinen Brunnen besass, einen vierten Brunnen zu erstellen. Bei Wasserknappheit reichte der Druck aber nicht aus, um diesen letzteren Brunnen zu speisen, und die Leute waren genötigt, das Wasser aus dem Unterdorfbrunnen, der ungefähr 10 m tiefer liegt, zu beziehen und auch das Vieh dort zu tränken.